

Eugen Januschke

Politisch relevanter Totenkult

„Die vier Särge werden von Soldaten auf den Platz vor der Kirche getragen. Dort warten bereits die Leichenwagen. Hinter den Särgen die Angehörigen. Vor der idyllischen Kulisse des Münsters und strahlendem Sonnenschein hört man das Lied ‚Ich hatte einen Kameraden‘. Hunderte Soldaten salutieren respektvoll vor den Toten. Totenstille. Und da hört man es plötzlich, das Weinen und Wehleidern der Eltern, der Geschwister, der Freunde. Diese Tränen sagen mehr aus als 1000 Worte. Als die Leichenwagen mit einer Motorrad-Eskorte der Feldjäger die Kirche verlassen, stehen sie alle da: die Kanzlerin, der Verteidigungs- und Außenminister, die übrigen Gäste, vereint in aufrichtiger Trauer. Ganz Deutschland trauert mit ihnen.“ (Friedman: 2010)

So beschreibt bild.de das Ende der offiziellen Trauerfeier in Ingolstadt für vier der sieben im April 2010 in Afghanistan getöteten Bundeswehrsoldaten. Solche Trauerfeiern können als Element eines entstehenden Kultes um den toten Bundeswehrsoldaten gedeutet werden. Anstatt diesen Elementen im Rahmen der unterschiedlichen Anlässe nachzuspüren, bei denen sie wirksam werden, bei privaten und offiziellen Trauerfeiern, bei Gedenkveranstaltungen wie dem Volkstrauertag oder auch bei verschiedenen Militärzeremonien und architektonischen Monumenten, soll hier eine Zusammenführung versucht werden. Diskutiert werden soll, in wie weit dieser Totenkult selbst zur Kriegsführungsfähigkeit Deutschlands beiträgt. Dabei lassen sich zwei wichtige Funktionen voneinander unterscheiden: zum einen die Aufrechterhaltung der Motivation der Soldaten und zum anderen die Herstellung von Akzeptanz in der Bevölkerung gegenüber dem Tod der Soldaten im Kriegeinsatz. Die Bedeutung eines Totenkultes für die Motivation der Soldaten ist stark davon abhängig, welches Selbstbild diese haben. Zur Zeit des Kalten Krieges konnte sich in Deutschland die Auffassung durchsetzen, beim Soldaten-*Handwerk* handle es sich um einen Beruf wie jeden anderen. Ohne ein besonderes Berufsrisiko, bei der Arbeit zu Tode zu kommen, erschienen die Versatzstücke eines Totenkultes in verschiedenen militärischen Ritualen als ebenso anachronistisch wie die Rituale selbst. Wenn diesen überhaupt eine Funktion zugebilligt wurde, lag sie rückwärtsgewandt in der Anknüpfung an den preußischen Militarismus und an die Wehrmacht und war so vor allem als Traditionspflege zu verstehen. Spätestens mit dem Einsatz der Bundeswehr in Afghanistan stellt sich jedoch eine neue Aufgabe: Die mit der Einsatz- und Kriegspolitik unvermeidlich verbundenen Todesfälle in der Bundeswehr müssen bewältigt werden. Die Toten bedürfen einer Sinnstiftung, sowohl für die Soldaten selbst, als auch für die Gesellschaft insgesamt.

Deutet man die Aufgabe dieser Sinnstiftung für die Soldaten dahingehend, dass die Kampfmotivation nicht unter dem Einbruch des Todes in die soldatische Realität leiden darf, dann stellt sich die Frage, in wie weit der Tod im Einsatz in das neue Soldatenbild der Bundeswehr integriert werden kann. Der mit der neuen Einsatzroutine einhergehende Wandel des Selbstbildes des Soldaten – zumindest auch – zum Kämpfertyp wird z. B. flankiert durch vor Ort praktizierte Trauerrituale. Sie sollen hier als Element des Kultes um den toten Soldaten gedeutet werden. Allgemeine Bekanntheit hat inzwischen der Ehrenhain in Kundus erlangt, in dem ein *Abschiedszeremoniell* für die toten Soldaten durchgeführt wird. Obwohl Bilder davon inzwischen auch in den Medien zirkulieren, kann davon ausgegangen werden, dass der Hauptzweck dieses Rituals vorrangig darin liegt, die Kampfmotivation der im Krieg befindlichen Soldaten aufrecht zu erhalten. Es stellt also eher auf eine innermilitärische Wirkung ab und nicht so sehr auf eine gesamtgesellschaftliche. Zweifel sind allerdings angebracht, ob der Effekt auf die Motivation der Soldaten über ein *Seelen-Pflaster für schwere Stunden* hinausgeht.

Dagegen ist die Funktionalität des Ehrenmals der Bundeswehr in Berlin eine andere. Der damalige Verteidigungsminister Jung hat sich darauf berufen, dass Soldaten in Kundus auf ein Ehrenmal in Berlin gedrängt hätten. Dabei ist ein *Mahnmal von nationalem Rang* (so Jungs Anmaßung bei seiner Ansprache zur Einweihung des Ehrenmals) entstanden, das auf eine gesellschaftliche Anerkennung der soldatischen Opfer zielt. Vordergründig entspricht dies wohl dem Bedürfnis des Kämpfertyps, der vielfach eine mangelnde gesellschaftliche Anerkennung seines Einsatzes und der damit verbundenen Risiken und Opfer beklagt. Allerdings muss bezweifelt werden, dass die konkrete Ausformung dieser Anerkennung in Form des Opferkultes am Ehrenmal seine tatsächlichen Bedürfnisse trifft. Den Soldaten geht es wohl eher um die Würdigung ihrer Tugenden wie Tapferkeit, Mut, Kameradschaft, Ehre und Selbstaufopferung, die aber für einen großen Teil der deutschen Gesellschaft immer noch zu stark durch den Opfer- und Heldenkult der Wehrmacht kompromittiert sind. Hier lassen sich inzwischen jedoch verschiedene Versuche einer *Enttabuisierung* identifizieren (falls ein Tabu im engeren Sinne je wirklich bestanden hat). Neben Herfried Münkler und Manfred Hettling ist hier zum Beispiel Klaus Naumann, Mitarbeiter des Hamburger Instituts für Sozialforschung, zu nennen. Sie alle können in Anlehnung an Markus Euskirchen (2004: 155) als Ritualreformer oder –modernisierer bezeichnet werden. Im Folgenden soll zunächst dem Enttabuisierungsversuch weiter nachgegangen werden. Im Anschluss wird der Opferkult um den toten Soldaten diskutiert und schließlich dessen kriegsunterstützende Wirkung aufgezeigt.

Totenkult und Soldatenethos

„Doch kommt hier (...) eine Bedeutungsschicht des Wortes ‚Opfer‘ zum Tragen (*sacrificium*), die durch den Heldenkult des deutschen Nationalismus und Nationalsozialismus hoch belastet und im Sprachgebrauch daher praktisch tabuisiert worden ist. (...) Gleichwohl ist sie hier – in einem gänzlich unheroischen Sinne – am Platz, und sie ist es auch dann, wenn wir mit den speziellen Modalitäten dieses oder jenes bestimmten Einsatzes persönlich nicht übereinstimmen mögen. Die Bereitschaft, unter Lebensgefahr und mit Einsatz des eigenen Lebens tätig geworden zu sein, verdient Respekt und Anerkennung. (...) Soldaten haben, wenn man dem Wortsinn folgt, ein Opfer für die gemeinsame Sache – *res publica* – erbracht.“ (Naumann 2007: Kursiv im Original)

Durch die Betonung des *sacrificium*-Charakters der Soldaten-Opfer nimmt Naumann zwei Abgrenzungen vor. Zum einen nutzt er die Differenzierung durch die lateinischen Lehnwörter *victima* und *sacrificium*, um die intendierte Opferrolle der Bundeswehrsoldaten zu beschreiben. *Sacrificium* bezieht sich in diesem Sprachgebrauch auf den selbstbestimmten Einsatz des eigenen Lebens in einem heroischen Sinne für Ziele, hinter denen man selbst steht. *Victima* sind dagegen solche Opfer, die unwillentlich einem fremden Geschick ausgeliefert sind, als passive und wehrlose Objekte von Gewalt. Bundeswehrsoldaten fallen zwar bisweilen auch „feigen und hinterhältigen Anschlägen“ zum Opfer. Die in Afghanistan zu Tode gekommenen Bundeswehrsoldaten als Opfer vorrangig im Sinne von *victima* zu verstehen, unterschlägt nicht nur den Umstand, dass diese nicht gezwungen sind, Soldaten zu sein mit einem dazugehörigen Risiko, getötet zu werden. Sondern die Bestimmung als *victima* wäre kaum staatstragend, denn die Soldaten sollen ein Opfer als *sacrificium* tätigen.

Die andere Abgrenzung, die Naumann nur implizit vornimmt, erfolgt zum Märtyrerbegriff. Nahe liegend wäre eine Auseinandersetzung mit dem Märtyrerbegriff schon auf Grund seines Bezugs zur Wehrmacht, den Naumann selbst anführt. Doch stellt sich die Frage nach dem Soldaten- und Märtyrertum auch jenseits des Faschismus. Eine Antwort ist im Christentum zu finden. Dabei ist schlussendlich nicht entscheidend, ob ein christlicher Bezug explizit eingeführt wird, oder ob bei den einzelnen Beteiligten eine christliche Glaubensüberzeugung vorhanden ist. Denn die transzendierende Figur des Märtyrers ist kulturgeschichtlich tief verwurzelt und verfügt über einen historisch direkten Bezug zum Soldatentum.

Die frühchristlichen MärtyrerInnen legten eine *Blutzeugenschaft* für die Göttlichkeit Christi und den christlichen Glauben ab. Die blutige und tödliche Bestrafung für das religiöse Bekenntnis hinzunehmen wird dadurch überhöht, dass sie als *Nachahmung Christi* in dessen Leiden für die Erlösung der Welt verstanden wird. Die MärtyrerInnen *vervollständigen* sogar das Leiden Jesu, so Paulus: „Nun freue ich mich über meine Leiden für euch und ergänze das, was an Christi Drangsalen noch aussteht, an meinem Fleisch für seinen Leib, welcher die Kirche ist.“ (Kolossenerbrief 1,24). Damit erfahren die MärtyrerInnen höchste Ehrung als Figuren des Frühchristentums, weil sie in nicht überbietbarer Weise Christus nachgefolgt sind.

Die Kreuzzüge bilden dann die direkte historische Verbindung zum Soldatentum. Diese waren eine Erfindung des ausgehenden elften Jahrhunderts. Deren vorgebliches Ziel war die *Rückeroberung des Heiligen Landes* mit den für die Christenheit wichtigen Pilgerstätten aus dem islamischen Herrschaftsbereich. Weniger bekannt ist der Umstand, dass die Kreuzzüge eine entscheidende Wendung im Rittertum, verstanden als das mittelalterliche Soldatentum, darstellen. Vorher kämpften die Ritter für ihren Lehnsherrn, was mehr oder weniger profitabel war, aber kein besonderes Seelenheil versprach. Maßgeblicher Propagandist des ersten Kreuzzuges war Papst Urban II. Von ihm wurde die Verheißung von ewiger Ehre, die den frühchristlichen MärtyrerInnen galt, auf die Kreuzritter übertragen, inklusive einer direkten Eintrittskarte für das Paradies. Dies mag überraschend erscheinen, da das Bild der frühchristlichen MärtyrerInnen wesentlich davon geprägt ist, dass diese ohne Gegenwehr ihre Ermordung hingenommen haben. Aber in der Logik des Papstes zählte eben nicht die Gewaltlosigkeit. Der Fokus seiner Argumentation lag auf dem Einsatz des eigenen Lebens als eine extreme Form der Glaubensbekenntnisses. In diesem Sinne sollten die Kreuzritter, die für die Eroberung des *Heiligen Landes* ihr Leben ließen, mit den frühchristlichen Märtyrern gleichgesetzt werden. Im weiteren Verlauf erfuhr der Kampf um das *Heilige Land* eine Säkularisierung. Wie der deutsch-jüdische Historiker und Mediävist Ernst Hartwig Kantorowicz gezeigt hat, erlaubte diese weitergehende Säkularisierung des Kampfes um das *Heilige Land*, jene Ehre auch im Kampf für die jeweilige *Nationalmonarchie* zu erlangen.

Damit erweist sich das Soldatentum als historisch verbunden mit dem Märtyrertum. Der Soldat als Märtyrer ist in keiner Weise nur Teil eines *geschichtlichen Unfalls*, zu dem der Nationalsozialismus bisweilen stilisiert wird. Dabei wird der fließende Übergang von *sacrificium* zum Märtyrertum ermöglicht durch die sich heute herausgebildete Verwendung des Begriffes *sacrificium* als Lehnwort in der deutschen Sprache. Das ursprüngliche Latein ist hier klarer. Dort bezeichnet *sacrificium* die Vornahme der Opferhandlung und steht in dieser Weise der *victima* als dem, wer oder was geopfert wird, gegenüber. Wenn der Geopferte und der Opferer nicht in einer Person zusammenfallen, kann von einem Fremdropfer gesprochen werden, das sich gut mit dem Begriffspaar *sacrificium/victima* in seiner ursprünglichen lateinischen Bedeutung erfassen lässt. Verdeutlicht werden kann die Sinnfälligkeit dieser semantischen Gegenüberstellung am paradigmatischen Opfer des Alten Testaments. Indem Abraham seinen Sohn Isaak opfern soll, beabsichtigt er ein *sacrificium* und Isaak ist hierbei *victima*. Der unbedingte Gehorsam Abrahams ist dabei die höchste Form religiösen Zeugnisses vor Gott, sich und anderen.

Nun ist das Märtyrertum nicht nur ein Phänomen des Christentums. Spezifisch für dieses ist allerdings, dass es dort ins Zentrum des Heilsgeschehens rückt. Dem passiv Geopferten Isaak und dem lediglich die Opferhandlung vorneh-

menden Abraham steht der sich aktiv selbstopfernde Jesus gegenüber. An diesem Selbstopfer Jesu hängt aus christlicher Sicht die Erlösung der Menschheit. Damit erfährt dieses wie die ihm folgenden Selbstopfer eine dramatische sakrale Aufwertung; auch bei den Selbstopferern, die selbst keinen expliziten Bezug zu dem von Jesus herstellen. Eben ein solches Selbstopfer wird den zu Tode gekommenen Soldaten unterstellt: „Sie waren gestorben, weil sie Afghanistan zu einem Land ohne Terror und Angst machen wollten und dabei ihr Leben ließen.“ (Merkel 2009) Sie seien das einsatzbedingte Todesrisiko vor allem deswegen eingegangen, weil sie selbst darin ein Bekenntnis für die demokratischen Grundwerte sahen; analog den christlichen Märtyrern mit ihrer *Blutzeugenschaft* für die Göttlichkeit Jesu und den christlichen Glauben.

Sowohl das *sacrificium* als auch das Märtyrertum besitzen die beiden Dimensionen der Handlung im mehr oder minder explizit erteilten Auftrag der Gemeinschaft und des Bezugs auf höhere Werte. Naumann versucht die Figur eines scheinbar säkularisierten *sacrificium* zu beschwören, indem er den Schwerpunkt auf das *Opfer für die gemeinsame Sache* legt und den Bezug auf höhere Werte eher problematisiert (vgl. Naumann 2007). Doch ist im *sacrificium* immer schon die Wertefrage angelegt. Und um richtig sinnstiftend zu wirken, braucht es diese Beschwörung der Werte. So wird diese Wertedimension von BefürworterInnen des Bundeswehreinsetzes vielfach bedient, sei es in Gelöbnisansprachen wie etwa bei Merkel oder im Ehrenmal mit seiner goldenen Wand, die als einzige Inschrift des Gebäudes predigt: *DEN TOTEN UNSERER BUNDESWEHR FÜR FRIEDEN RECHT UND FREIHEIT*. Damit bewegt man sich unaufhaltsam auf das durch und durch sakrale Märtyrertum zu, auch wenn man diesen Begriff nicht aussprechen will.¹

Kommt man nun nach der so vollzogenen Analyse des Totenkults auf die Ausgangsfrage seiner kriegsunterstützenden Wirkung zurück, so ergeben sich Zweifel, ob mit einer solchen Ausformung des Totenkultes die Motivation der Soldaten wirklich gesteigert werden kann. Denn die Betonung der Wertefrage in Sinne von *Frieden, Recht und Freiheit* dürfte für die Soldaten des Kämpfertyps das zugehörige Märtyrertum nicht nur uninteressant machen, sondern auch mit den ihnen wichtigen soldatischen Tugenden nicht in Einklang zu bringen sein.² Und das scheinbar säkularisierte *sacrificium* bleibt sowieso blutleer, wenn der Gemeinschaftsbezug lediglich auf der demokratischen Legitimation der entscheidenden PolitikerInnen fußt.

-
- 1 Ein Problem für die explizite Benennung der in Afghanistan zu Tode gekommenen Bundeswehrsoldaten als Märtyrer dürfte allerdings darin liegen, dass der Begriff vom Gegner bereits besetzt ist, deren Märtyrer entweder als verführte SelbstmordattentäterInnen oder als fanatische Killer dargestellt werden.
 - 2 Anders verhält es sich mit der neu eingeführten Einsatzmedaille Gefecht, die hier aber nicht als Element des Kultes um den toten Soldaten gewertet wird.

Märtyrertum und gesellschaftliche Legitimation

Begibt man sich von der innermilitärischen auf die gesellschaftliche Ebene, so lassen sich vier verschiedene kriegsfördernde Funktionen des soldatischen Totenkultes identifizieren:

1) Selbst der scheinbar säkularisierte Sacrificiums-begriff lässt sich kriegsfördernd verwenden. So meint Naumann

„Darüber zu streiten, dass den Toten als Toten die Würdigung nicht zu versagen ist, sollte sich eigentlich erübrigen. Aber dies ist (...) nur der letzte (und dauerhafteste) von drei identifizierenden Aspekten des Totengedenkens. Die anderen beiden betreffen die Qualifikation der Verstorbenen (als ‚was‘ wir sie ehren) und das Verhaltensgebot, das daraus für uns selbst erwächst. (...) Was ist die Republik den Toten und sich selbst schuldig, wenn sie ihrer gedenkt?“ (Naumann 2007)

Für die liberal-sozialdemokratisch-grüne Öffentlichkeit erklärt Naumann hier in einem Dreischritt, wieso es keine ernsthafte Kritik an den zu Tode gekommenen Bundeswehrsoldaten geben kann und soll: Der äußere „Schutzwall“ besteht darin, dass zwar über das „was“ und „wie“ der Zeremonien und Denkmäler zu streiten sei, aber nicht über die Soldaten selbst. Der mittlere Wall, an dem gerade noch diskutiert werden darf, ist die Frage, ob es sich denn bei den Bundeswehrsoldaten auch um richtige Helden und Opfer handele: Naumann hätte diese Ehrung gerne unheroisch, um genügend Abstand zum Nationalsozialismus zu wahren. Unantastbarer Schutzbereich ist dagegen die Würdigung des Soldaten als Toter; verboten ist damit, die Würdigung der Toten als Tote mit dem Grund für die Todesgefahr in einen Zusammenhang zu bringen, und damit Konsequenzen für die Würdigung zu ziehen. Die scheinbare Selbstverständlichkeit der Würdigung der toten Bundeswehrsoldaten als Tote muss bereits als Teil des Vorhabens gesehen werden, die Kritiker an der Bundeswehr und ihren Einsätzen zu behindern.

2) Die kriegsfördernde Wirkung des Kultes dürfte um so größer und gesellschaftlich breiter werden, je stärker die Dimension des Märtyrertums in den Kult mit einbezogen wird. Die zu Tode gekommenen Bundeswehrsoldaten werden dann zu Opfern aufgebaut, die besonderes Zeugnis für Deutschland und seine freiheitlich-demokratischen Grundwerte abgelegt haben: Weil sie bewusst das Todesrisiko eingegangen und für *ihre* Überzeugung gestorben sind, ermöglichen sie ein weiteres Bestehen unserer Freiheit und Demokratie. Auch wenn es hier in Deutschland bis jetzt keine explizite und konsistente Wiedereinführung des Märtyrertums ins Soldatenbild gibt, so lässt z.B. der Bau des Ehrenmals in der Form eines Tempels erahnen, welche sakralen Kräfte mobilisiert werden sollen. Zumindest an einer impliziten Propagierung des Märtyrerbildes für zu Tode gekommene Bundeswehrsoldaten wird durchaus gearbeitet.³ Je näher der Opferkult dem

3 So wurde immer wieder öffentlich darauf hingewiesen, dass die drei ersten im April 2010 in Afghanistan zu Tode gekommenen Bundeswehrsoldaten am Karfreitag starben.

Märtyrertum kommt, desto treibender ist die selbstsinngebende Spirale der *Nachfolge*, die gerade dazu auffordert, Märtyrern weitere Märtyrer folgen zu lassen, und damit legitimiert, weitere Soldaten einem Todesrisiko auszusetzen.

3) So oder so steht die Praxis des Kultes um den toten Soldaten dennoch vor dem Dilemma, einen Weg finden zu müssen, der einerseits Ehre für die toten Soldaten herstellt, aber andererseits nicht dazu führt, dass das Beklagen dieser Toten die Kriegsführungsfähigkeit Deutschlands untergräbt. Ein zentrales Moment im Versuch, diese in sich widersprüchliche Aufgabe zu erfüllen, stellt gerade der propagierte Charakter des Opfertodes der Bundeswehrsoldaten als *sacrificium* bzw. Märtyrertum dar. Die Affektregulierung setzt an bei der Freiwilligkeit des Einsatzes und dem Wissen der Soldaten um ihr Todesrisiko. Damit werden die PolitikerInnen und die Bevölkerung von der Verantwortung entlastet, Soldaten in den Tod zu schicken. Zudem lassen sich die Affekte kanalisieren, indem der Krieg und die Soldaten diskursiv und performativ mit „edlen Zielen“ verknüpft werden, so wird dem Soldatentod Sinn verliehen. Die mit seinem oder ihrem Tod verbundenen Werte weisen über das einzelne, konkrete Leben hinaus. Die Trauer wird abgelenkt von der absoluten Sinnlosigkeit, die jeder Tod erst einmal bedeutet und die eine Unterbrechung im einfachen Weiter-so einfordern würde.

4) Die Affektregulierung im Krieg bezieht sich nicht nur auf die zu Tode gekommenen Bundeswehrsoldaten, sondern richtet sich insbesondere gegen die Beklagenswertigkeit der afghanischen Opfer. Diese Opfer sind zwar – zumindest überwiegend – *victimae*, die also unwillentlich einem fremden Geschick ausgeliefert sind, als passive und wehrlose Objekte von Gewalt. Genau jene Sinnlosigkeit des Todes der afghanischen Opfer wird aber mit der mangelnden Sinnhaftigkeit konterkariert, die für viele westliche Betrachter sowieso dem Leben dieser Menschen anhaftet. Indem den Leben der AfghanInnen Werte wie Freiheit, Emanzipation und Fortschritt bisher noch nicht zukommen und ihnen erst noch gebracht werden müssen, hat ihr Leben in einer gewissen Weise bis jetzt noch gar nicht begonnen. Damit fehlt eine wesentliche Dimension, *den Verlust ihres Lebens überhaupt als beklagenswert zu erachten* (vgl. Butler 2010).

Die unterschiedliche Wertbestimmung der Opfer ist Teil der Rahmungen der Repräsentation der Opfer. Für Judith Butler entscheidet sich nicht zuletzt daran, wie sehr wir ein Leben beklagen. Gerade nach dem Massaker von Kundus des letzten Jahres bedarf es eines Kultes, der erlaubt, den Wert der zu Tode gekommenen Bundeswehrsoldaten hoch zu rechnen. Dies ermöglicht dann im Gegenzug den Wert der Opfer in der afghanischen Bevölkerung durch Bundeswehrsoldaten klein zu rechnen, indem behauptet wird, die sie ermordenden Bundeswehrsoldaten hätten doch eigentlich für sie und deren Zukunft gekämpft; damit deren Leben erst richtig beginnen könne.

Insgesamt muss den politischen GegnerInnen kein großer, umfassender Plan zur Errichtung eines Kultes um den toten Soldaten unterstellt werden. Intention, Bewusstheit und Konsistenz sind nicht notwendig, damit der Kult seine kriegsunterstützende Funktionalität entfalten kann. Dies mag nicht nur die Analyse des Kultes erschweren, sondern auch eine politische Gegenstrategie, die auf klassische Aufklärung und Enttarnung setzt. Andererseits macht die Analyse deutlich, wie sehr dieser Kult auf seine symbolische Ausgestaltung angewiesen ist (vgl. Januschke 2010). Genauere Analysen können die Funktionsweise, aber auch die Schwächen dieser Symbolpolitik offen legen und angreifbar machen.

Literatur

- Butler, Judith (2010): *Raster des Krieges. Warum wir nicht jedes Leid beklagen*, Frankfurt/Main.
- Euskirchen, Markus (2004): *Militärrituale. Die Ästhetik der Staatsgewalt. Kritik und Analyse eines Herrschaftsinstruments in seinem historisch-systematischen Kontext*, Berlin.
- Januschke, Eugen (2010): Das Ehrenmal der Bundeswehr, in: *Wissenschaft und Frieden* 1/2010, 47-49.
- Friedman, Michel (2010): Deutschland trauert mit den jungen Soldatenwitwen, in: *bild.de* 25.4.2010, <http://www.bild.de/BILD/politik/2010/04/25/ingolstadt-trauerfeier-afghanistan/merkle.html>
- Merkel, Angela (2009): *Rede der Bundeskanzlerin zum feierlichen Gelöbnis der Bundeswehr*, http://www.bundestkanzlerin.de/nn_915660/Content/DE/Rede/2009/07/2009-07-21-bkin-geloebnis-bundeswehr.html
- Naumann, Klaus (2007): Große Geste, kleine Öffnung. Zur Debatte um das Soldaten-Ehrenmal des Bundesverteidigungsministeriums, in: *Zeitgeschichte-online*, Thema: *Das Ehrenmal der Bundeswehr – eine notwendige Debatte*, hrsg. v. Jan-Holger Kirsch und Irmgard Zündorf, http://www.zeitgeschichte-online.de/portals/_rainbow/documents/pdf/naumann_bwe.pdf